

Verbundkatalog Kalliope

In: Pariser Tageszeitung. 11.8.1938

Fazit einer Spanienreise.

**Mann, Klaus
Mann, Erika**

1938-08-11

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.

Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.

Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus
Literaturarchiv
Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:
Literaturarchiv
Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Fazit einer Spanienreise

Von ERIKA und KLAUS MANN

Wir sind unterwegs — „nach Hause“. Wieder finden wir uns in einem graubraun kamouflierten Wagen, der von einem spanischen Soldaten gelenkt wird, auf der Landstrasse, die zwischen Oelbergen und Meer von Barcelona nach Perpignan führt. Der Kreis schliesst sich, — die Eindrücke und Abenteuer, die drei Wochen lang und in so bestimmender Fülle und Vielfalt Besitz von uns ergriffen hatten, dass ein Tag den anderen zudecken schien und eine Sternennacht schon überschattet war von der gefährlichen Dunkelheit der nächsten, — jetzt schmelzen sie zusammen zur Einheit, — und da wir uns noch einmal umblicken an der Grenze, die das reiche und befriedete Frankreich von dem Lande trennt, auf das man die Hölle losgelassen, ist es nicht bloss die bestaubte Landschaft, die wir sehen und über ihr der südliche Himmel, — es sind die Städte und die Menschensichter, — die Schützengräben sind es, und die frischen Gräber, an denen wir gestanden, die Krankenhäuser, in denen die Verwundeten liegen, die Kinderheime und die „Refugios“. Wir hören noch einmal den Klang der Stimmen, die zu uns sprachen, — Stimmen von Arbeitern und Ministern, von Soldaten und Generalen, von Mädchen, Müttern und Kindern. Es sind verschiedene Stimmen, aber alle sagen sie dasselbe aus: „Wir glauben“, sagen sie, „und wir kämpfen, — und wir hoffen. Wir dürfen hoffen, weil wir glaubend kämpfen.“ Und dann, wenn dies gesagt ist, ändert sich der Klang der Stimme, der ruhig und fest gewesen ist und eine Erwiderung nicht wollte. Mit einer Frage, in der Stolz und Dringlichkeit sich mischen, wenden die Stimmen sich ganz uns zu. „Und Ihr?“ sagen sie, — „was ist Euer Glaube, — wie führt Ihr Euren Kampf und wisst Ihr jetzt, da Ihr uns gesehen habt, dass Euer Kampf der unsere ist und dass wir ihn für Euch kämpfen?“ Während wir, die Stimmen gesenkt, auf Antwort sinnen, erfüllt Surren die Luft, Sirenen schreien, Bomben kommen vom Himmel, — durch den krachenden Lärm der einstürzenden Häuser dringen die Stimmen. „Seht her, —“ rufen sie, — „schaut nicht weg und merkt, was wir sagen: der Feind ist da und er ist stark in seiner Ruchlosigkeit. Aber was er vernichten möchte, sind nicht wir, nicht die Häuser, die Ihr brennen, nicht die Kinder, die Ihr sterben seht, sind wahrhaft Ziel seines Zorns. Ausrotten will er, wofür wir stehen, — gegen die Wahrheit zieht er zu Felde und gegen die Freiheit, die er hasst und die wir verteidigen werden, solange wir leben!“

So rufen die Stimmen und während sie verklängen, nähern wir uns schon dem französischen Städtchen, das unser Ausgangspunkt gewesen ist auf dieser Reise. Es ist Sonntag, auf allen Strassen sind die Bürger unterwegs, vor appetitlich angerichteten Mahlzeiten sitzen sie friedlich im Freien, sie lachen und sie Herzen ihre Kinder. Wissen sie nichts von dem Grauen jenseits der Grenze? Kennen sie nicht die Gefahr, die ihnen droht, — haben sie denn die Stimmen nicht gehört? Wir sind müde nach der Reise und völlig ausgehungert, denn es hat nichts als etwas Brot und Erdnusskaffee gegeben bis zum Abend. Der Kellnerin erzählen wir, dass wir aus Spanien kommen und ganz schnell viele Eier haben müssen und sehr viel Butter, — „dort gibt es gar nichts“, sagen wir. Das Mädchen lacht, wie über einen netten Scherz. „Ja, freilich, —“ sagt sie, — „was nicht gar.“ Wir fallen her über die Köstlichkeiten und wundern uns, wie schnell man sich ihrer entwöhnt. Drei Wochen genügen, und Butter wie Eier, aus der Realität verschwunden, werden zu Bestandteilen der Träume, zu Märchenrequisiten. Während wir Unordnung anrichten in unseren Mägen, versuchen wir, in den Köpfen Ordnung zu schaffen. „Wir sind zu Besuch in Spanien gewesen“, — sagen wir uns, — und fast ist es schmerzlich, dass dem so ist, — dass wir nicht dort bleiben konnten, um zu helfen. Aber was vermöchte unsere „Hilfe“ dort? Die internationalen Brigaden, denen im Anfang des Krieges Entscheidendes zu danken gewesen ist, — heute verschwinden sie in der organisierten Masse der spanischen Volks-Armee. Viele von diesen Freiwilligen, — die meisten von ihnen, soweit sie noch leben, — sind abgereist, heim in ihre Länder, und wenn sie alle gingen, es würde nicht viel ändern und nichts verderben an den Siegeschancen der Republik. Was ihr fehlt, sind die Maschinen und die Waffen, die dem Feind so reichlich zuströ-

men, und was ihr not tut, ist die tätige Sympathie einer Umwelt, die — endlich — einsieht, worum es geht.

Um was handelt es sich denn bei diesem erbitterten Krieg? Negrin, in seiner grossen, ernsten und ermutigenden Rede vom 18. Juni 1938, hat gesagt: „Es handelt sich um die Existenz Spaniens als freies Land und angesichts dessen kann kein Opfer zu gross und zu hoch sein.“ — Das ist wahr; Spanien kämpft um seine Unabhängigkeit; es hat eine freche Invasion abzuwehren. Wir möchten vorschlagen, dass man die Regierungstruppen künftig mit Konsequenz und Nachdruck als „die Nationalen“ bezeichne, — ein Ausdruck, den die faschistenfreundliche Presse höchst irreführender und tendenziöser Weise für die Soldlinge der Diktaturstaaten und die spanischen Rebellen zu verwenden liebt. Die Loyalisten sollten in Zukunft den Namen tragen, den sie wahrhaft verdienen: sie sind „die Nationalen“, die Verteidiger der spanischen Ehre.

Ja, Spanien befindet sich in einem Krieg für seine Unabhängigkeit. Aber das ist nicht alles. Zugriff und Aggressivität des Faschismus bedrohen nicht nur bestimmte andere Länder — etwa die Tschechoslowakei — sie bedrohen die Welt, unsere ganze Gesittung samt allem, was uns jemals teuer war: sie sind die eigentliche eminente Gefahr der Epoche. Spanien, indem es seine nationale Freiheit verteidigt, kämpft auch für Begriff und Zukunft der Freiheit überhaupt, gegen ihren tödlichen Feind.

Es gehört zu den Charakteristika des Faschismus, dass er, bei aller Grosssprecherei, im Grund nicht gern viel riskiert und immer nur mit Feinden rechnet, die kaum ernsthaften Widerstand leisten. Eigentlich erwartet er stets, kampflos zu siegen, nur mittels Einschüchterung. Im Falle Spaniens also hat er sich furchtbar verrechnet. Es ist sehr die Frage, ob die Rebellen-Generäle und ihre berühmten Hintermänner den Kampf überhaupt gewagt haben würden, wenn sie nur gewusst hätten, wie schrecklich hart und lang er sein wird. Wenn man die „Totalitären“ nicht im Zweifel darüber lässt, dass man keinesfalls kuschen, sondern sich wehren wird, zucken sie ihrerseits nervös zurück; ihre Brutalität zeigen sie nur, wo sie keinen Widerstand fürchten — wie das tragische Beispiel Oesterreichs beweist.

Den spanischen Krieg können die Faschisten nun schon nicht mehr gewinnen. Es mag wohl sein, dass es ihnen, dank der Uebermacht ihres Materials, gelingen wird, noch mehr Terrain zu erobern. Aber — diesen unbedingten Eindruck nehmen wir mit von unserer Spanien-Reise —; solange die Republikner auch nur noch eine Handbreite Boden besitzen, werden sie nicht nachgeben.

Wir sind dankbar für jeden Tag und für jede Stunde, die wir in Spanien verbracht haben —; dankbar nicht nur für die Fülle der Gastfreundschaft, der menschlichen Wärme, echten, spontanen Liebenswürdigkeit, der wir so vielfach begegnet sind; sondern vor allem für die grosse Lehre, die wir dort erhalten. Wir haben begriffen und uns, noch einmal, aufs dringlichste klargemacht: gegenüber einem so furchtbar starken und total gewissenlosen Feind wie dem Faschismus muss man zusammenhalten; man muss einig sein — es klingt einfach, beinahe platt; aber durchzusetzen scheint es sich unendlich schwer. Auch für die Spanier ist es sicher nicht leicht gewesen. Die Meinungsverschiedenheiten zwischen Sozialisten und Anarchisten, zwischen Liberalen und Kommunisten sind gewiss nicht unwesentlich; indessen hat sich erwiesen, dass sie nicht unüberwindlich waren. Wären sie unüberwindlich gewesen — die spanische Republik wäre seit langem besiegt. Begreifbar wäre seit langem besiegt, das ist die eine ferne, doch endlich, dass dies die einzige grosse Voraussetzung ist, um gegen den Faschismus aufzutreten: die Einigkeit aller derer, die den Faschismus nicht wollen.

Das ungeheure Leid, das vom spanischen Volk seit zwei Jahren ertragen wird, könnte Europa — könnte der Welt erspart bleiben.

Hätten doch unsere Stimmen mehr Kraft, um in die Welt zu rufen: Der Faschismus muss wissen, dass wir nicht nachgiebig und schwach sind, sondern zum äussersten Widerstand fest entschlossen; dass wir nicht entzweit und zankstüchtig sind, sondern einig. Nur wenn der Faschismus dieses weiss, wagt er den Angriff nicht mehr. Dann — nur dann werden wir endlich befreit und gerettet sein.